



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und ihre gegenseitige Stellung und Bewegung kann in Hinsicht ihres Durchmessers so groß sein als der Abstand der Himmelskörper von einander. Wir Menschen heißen das uns Vergleichbare das von uns Erreichbare klein — das Andere groß; aber nichts ist uns völlig vergleichbar oder erreichbar, und alles ist groß, oder über alles können wir mit beschränkten Augen vergleichen und richten, und dann ist uns nichts wichtig und groß als wir — das Andere ist nur da. Gott hat das Wort groß und klein nicht, für ihn ist es nur das Richtige.

Ring im Herbst 1853.

Adalbert Stifter."

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Alte Literatur

„Die griechische und lateinische Literatur und Sprache“ von H. von Wilamowitz-Moellendorf, K. Krumbacher (+), J. Wackernagel, Fr. Leo, G. Norden, F. Stutsch. 3. Aufl., VIII und 582 S. (Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg, I, VIII.) Leipzig, B. G. Teubner.

Ein gewaltiges Werk liegt in diesem stattlichen Bande vor uns. Von den hervorragendsten Kennern und Forschern auf ihrem Gebiete ist die griechisch-römische Kultur in ihrer gesamten Entwicklung bis zur Moderne dargestellt worden. Diese Darstellung eröffnet den Blick rückwärts in die fernsten Zeiträume und vorwärts bis in unsere Tage für die Erkenntnis, wie die antiken Sprachen heute fortleben, die griechische im Mittel- und Neugriechischen, die lateinische in den romanischen Sprachen, und wie beide auch auf andere, wie namentlich das Deutsche, nicht ohne Einfluß geblieben sind.

In hervorragender Weise sind überall — mit Paul Wendland zu reden — die treibenden Kräfte, die herrschenden Strömungen, die Charakterbilder der bedeutenden Persönlichkeiten herausgearbeitet. Für Laien geschrieben zu haben, bekennen die Verfasser mehrfach, aber doch ist das Werk auch gerade für den Sachmann von größter Bedeutung.

Am meisten philologische Schulung setzt Wilamowitz voraus, dessen „Griechische Literatur des Altertums“ übrigens die durchgreifendste Umarbeitung seit der 2. Auflage

(1907) zu erfahren gehabt hat. Es ist natürlich, daß das, was der beste lebende Kenner des Griechentums, der scharfsinnige Forscher und geistvolle Interpret, zu sagen hat, von jedem Mann mit größtem Interesse und starkem Nutzen, wenn auch nicht immer ohne Widerspruch, gelesen werden wird; aber noch tiefergehender würde die Wirkung sein, noch mehr würde der Zauber, den die Welt des Griechentums ausübt, uns erfassen, wenn der Stil Wilamowitzens nicht oft an Pretiosität litte, wenn der Glanz des Inhaltes nicht durch gar zu viele und oft seltene Fremdwörter verdunkelt würde, und wenn die Form der Polemik anders wäre. Warum wird denn oft so barsch und schroff das Urteil der „Modernen“ abgelehnt (z. B. S. 70, 131, 217, 229 u. ö.), so verächtlich von „perversem Schulunterricht“ (S. 100) und „biederem Schulmeister“ (S. 107) gesprochen (vgl. auch S. 168)! Dahin gehört auch die spöttische Ablehnung der Grabungen Dörpfels, dessen Suchen nach dem Palast des Odysseus bezeichnet wird als „Neugier, die die Schweineställe des Cumaios sucht“ (S. 257). Es ist sehr zu bedauern, daß die Freude an dem großen Werke durch den Verfasser selber an so manchen Stellen beeinträchtigt wird.

Einen ungetrübten Genuß habe ich gehabt an K. Krumbachers (+) „Griechischer Literatur des Mittelalters“; sie ist mit ihrer prächtigen, klaren und schlichten Darstellung ein vollendetes Kunstwerk. Aus den Einzelheiten möchte ich nur hinweisen auf die ausgezeichnete Charakteristik des byzantinischen und italienischen

Humanismus (S. 358 f.) mit ihren wichtigen Unterschieden. Interessante Vergleiche zwischen der Art, wie Krumbacher und wie Wilamowitz charakterisiert, bieten die Schilderungen des Nonnos (S. 287 und 349) und des Johannes Chrysoftomos (S. 295 und 338). — Daß Krumbachers Stellung gegen die „klassizistische Unnatur, altertümliche Dunkelheit und den gezierten Bombast“ in der modernen griechischen Literatur, die er auch hier (S. 365) zu entschiedenem Ausdruck bringt und die übrigens Wackernagel teilt (S. 390), bei den Griechen selbst schärfsten Widerspruch gefunden hat, dürfte bekannt sein.

„Die griechische Sprache“ behandelt Jakob Wackernagel, der sich allzu bescheiden nur einen „Berichterstatter“ nennt: auch von ihm ist der Stoff meisterhaft bezwungen worden, und auch hier wieder erweckt die Möglichkeit, z. B. die Schilderung des Attizismus durch Wackernagel mit seiner Charakterisierung durch Wilamowitz vergleichen zu können, besonderes Interesse (S. 219 und 389).

Und nun zum Lateinischen! Voran steht Leoos „Römische Literatur des Altertums“. Aus dieser unübertrefflichen Darstellung will ich nur die Zeichnung etwa Ciceros, Caesars und Vergils und die Bemerkungen über die Eigenart der literarischen Kultur der Römer hervorheben: jedes weitere Lob erübrigt sich.

In feinsten Formgestaltung schildert sodann Norden „Die Lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter“. Wer nach dem Lesen der Charakteristik Augustins (S. 501 ff.) nicht sogleich die „Confessiones“ zu lesen oder wieder zu lesen begehrt, dem ist nicht zu helfen. Nur ein Widerspruch werde gegen Norden laut: doch nicht alle Humanisten „vermochten, von dem Glanz der wiedererstandenen antiken Welt geblendet, überall anderswo nur Nacht und Chaos zu erkennen“; es gab unter den deutschen Humanisten so manchen, der die sonnenbeschiedene Gegenwart nicht vergaß über der Antike, darunter vor allen Nikodemus Frischlin († 1590), der des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit ebenso preist wie das Altertum.

Den Abschluß bildet Stutsch mit seiner „Lateinischen Sprache“. Auch hier kosten wir die reife Frucht der Arbeit eines Meisters.

Trotzdem Stutsch die geringsten Ansprüche an die Sachkenntnis seiner Leser zu machen erklärt: „Ich habe geglaubt, bei denen, die überhaupt dergleichen lesen, einige Sprachkenntnis — mindestens die der lateinischen Formen — voraussetzen zu dürfen“ und die Darstellung daher sehr schlicht ist, gräbt er so tief und bietet so viel Anregung auch dem Philologen, daß gerade dieser den Abriß mit besonderem Nutzen lesen wird, zumal weder die „Geschichte der Lateinischen Sprache“ von Stolz (Leipzig, Göschen) noch gar Weises „Charakteristik der lateinischen Sprache“ ihm genügen dürften. — Einen Hinweis gestatte ich mir auch hier, der trotz seiner Geringsfügigkeit nicht fehlen soll: Lateinische Verbindungen mit „mente“, aus denen „die eigentümlichen romanischen Adverbialbildungen auf „ment“ hergeleitet werden können, finden wir vereinzelt sogar schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert (so bei Catull 8,11: „obstinata mente“, Vergil, Aen. IX 292: „percutta mente“, Ovid, Fast. I 534 „caelesti mente“) und sehen daran, wie bereits in republikanischer Zeit „der Strom lebendiger Sprache gegen die Eisdecke der Literatur schlägt und sie hier und da bereits überflutet“.

Schauen wir zurück auf das große Werk, das in seiner Bedeutung zu erfassen soeben versucht ward, so geschieht es voll Anerkennung und Dankbarkeit und in der Überzeugung, daß es nicht zum geringsten ein Verdienst jener sechs Männer ist, wenn die alten Sprachen wieder richtiger eingeschätzt werden, wenn ihnen der bedeutungsvolle Anteil an der Weltkultur nicht geschmälert wird und wenn manch einer spürt, daß auch für die Antike jenes tief sinnige Wort Lissencrons geprägt ist:

„Ein dunkler Flammenmantel deckt die Zeit,  
Still leuchtet drüber die Unsterblichkeit.“

Walther Janell = Friedenau

### Vorgeschichte

**Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.** Von Professor Dr. Gustaf Kossinna. Mit 157 Abbildungen im Text. Würzburg, Kabitzsch 1912.

In den Grenzboten 1911 Nr. 20 habe ich über die Gründung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte berichtet und im all-

gemeinen die Ergebnisse der neueren Forschungen angedeutet: die Selbständigkeit der nordwesteuropäischen Kultur und ihre Unabhängigkeit vom Orient in den frühesten Kulturperioden. Seitdem hat der Berliner Hochschullehrer Professor Dr. Gustaf Kossinna, der einzige Inhaber eines Lehrstuhls für deutsche Vorgeschichte, in zwei sehr bedeutenden Schriften die Beweismittel für seine Behauptungen zusammengestellt. Die eine Schrift („Die Herkunft der Germanen“, Würzburg 1911) wurde den Teilnehmern an der dritten Tagung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte in Koblenz (3. bis 7. August 1911) vorgelegt und fand allgemeine Anerkennung und Zustimmung auch bei den skandinavischen Gelehrten mit dem Altmeister Montelius an der Spitze. Kossinna stellt dort auf Grund seiner immer mehr verfeinerten Methode der Siedlungsarchäologie fest, daß in Skandinavien schon seit der Zeit der jüngeren Muschelhaufen (5000 bis 4000 v. Chr.) Germanen gewohnt haben, daß diese im letzten Stadium der Bronzezeit I (1800 bis 1700) zunächst nach Nordwestdeutschland gewandert sind, eine Zeitlang auch den Osten eingenommen, ihn aber wieder geräumt haben, um langsam nach Süden und Südwesten vorzudringen, während um 700 v. Chr. über's Meer gekommene Germanen wieder den Osten einnahmen.

Die zweite im Titel genannte Untersuchung bildete den Gegenstand des Festvortrages auf der Koblenzer Tagung und ist jetzt erfreulicher Weise mit einigen Zusätzen erschienen.

Alle Vorurteile auszurotten, ist eine dornige Arbeit, und die deutschen Vorgeschichtler, die dem alten Sage: *ex oriente lux* entgegenreten, werden noch mühevoll zu ringen haben, bis sie die Ergebnisse ihrer Forschung zu allgemeiner Anerkennung bringen werden. Überall scheinen die alten Schriftsteller der Annahme einer hohen Kultur der Germanen zu widersprechen. Da sie unzweifelhaft den Germanen viel Neues brachten, haben Griechen und Römer den Eindruck gehabt, daß sie es mit Barbaren zu tun hätten. Das ist aber ihre ganz persönliche Auffassung, nur haben sie den Vorteil, Schriftliches hinterlassen zu haben, dessen Inhalt von der ganzen west-

europäischen Gelehrtenwelt in Überschätzung der antiken Kultur auf Treu und Glauben hingenommen wurde. „Wo aber der Mund des Geschichtsschreibers verstummt, da öffnen sich die Gräber und reden, und die Wissenschaft der Prähistorie entnimmt ihrem Inhalt eine Fülle gesicherter Kenntnisse“ (Lamprecht). Und Kossinna hat nun die Gräber und sonstigen Fundstätten reden gemacht und mit objektivem Material die Sage von der Unkultur der alten Germanen widerlegt.

Schon die Megalithgräber, für die man einst ein eigenes Volk erfunden hatte, erscheinen im Norden und Westen Europas viel früher als in Afrika und Asien und zeigen nirgends eine größere Mannigfaltigkeit der Form als im Westen und Norden. Hier müssen sie also bodenständig gewesen sein. Ebenso ist es mit dem Erwerbe des edelsten Zugtieres, des Pferdes, „von dem es jetzt feststeht, daß vielmehr umgekehrt die Indogermanen, genauer die Arier, bei ihrer Umsiedlung von Europa nach Vorderasien es der semitischen Welt gebracht haben“. Und wenn der jetzige Stand der Kunde ältester Schriftzeichen es wahrscheinlich macht, daß die Silbenschrift in Westeuropa im Kulturkreis der Erbauer der Megalithgräber entstanden und den Phöniziern nur die Einführung der Lautschrift zu danken ist, so bekommt allerdings unsere Anschauung von der ältesten westeuropäischen Kultur ein ganz anderes Aussehen.

Mit handgreiflichen Beweisen kommt uns Kossinna bei der Darstellung der völligen Selbständigkeit der steinzeitlichen Keramik und der Steinwaffen Mittel- und Nordeuropas, wo damals Nordindogermanen wohnten. Die Gefäße zeigen eine typologisch lückenlose Entwicklung, von fremdem Einfluß ist nirgends etwas zu merken. Wirklich überraschend sind die Erzeugnisse der bronzezeitlichen Metallindustrie Germaniens, denen in dieser Periode (1700 bis 1400 v. Chr.) in ganz Süddeutschland, der Schweiz, Frankreich, England, Italien, Österreich und Ungarn nichts ähnliches an die Seite zu stellen ist. Ohne den Abbildungen der Schwertgriffe, Gürtelplatten, des Frauenschmucks usw. läßt sich kein Bild von der erstaunlichen Kulturhöhe der germanischen Bronzezeit geben, wir müssen uns

begnügen, auf das kennzeichnende Spiralornament hinzuweisen, das von den feinsten bis zu den großzügigsten Typen vertreten ist. Es gibt auf dem ganzen Gebiet der germanischen Kultur aus der ersten Hälfte der genannten Periode kein einziges Gerät, keinen einzigen Schmuck, der aus dem östlichen Mittelmeerkulturreise stammt.

So zeigt das objektive Material ein unserer ältesten Kultur viel günstigeres Bild, als die antiken Schriftsteller oder vielmehr das, was man aus ihnen herauszulesen pflegt. Denn in Wirklichkeit haben die Römer, außer in den Zeiten hochgehender nationaler Erbitterung gegen ihre Besieger nur mit der größten Hochachtung von den Germanen gesprochen und hauptsächlich ihren edlen Typus sehr wohl beobachtet und im Gegensatz zu Thrakern und Galliern in zahlreichen Bildwerken verewigt. Es ist ein alter Irrtum, daß die Germanen von den Fremden zu ihrem Nutzen immer nur gelernt hätten; im Gegenteil, es war mit den alten Germanen wie mit uns, was Goethe treffend ausgedrückt hat: „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern.“ Er braucht es nicht, er verliert nur dabei, wie es den Germanen der jüngeren Bronzezeit gegangen ist, denn „es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, als die deutsche“.

Die Mahnung, sich nicht ans Ausland zu verlieren, können wir immer und immer wieder gebrauchen, und wenn die Vorgeschichte sie uns zuruft, so ist sie in der Tat eine „herborragend nationale Wissenschaft“.

Wir können mit dem Verfasser wünschen, daß die Kenntnis unserer ältesten Vorzeit weit ins Volk dringt und dürfen uns freuen, daß die Zeit der dilettantischen Beschäftigung mit den Vorgeschichten vorüber ist. Überall sind Männer der Wissenschaft am Werke, uns durch genauere Einzeluntersuchungen über unsere Urkultur aufzuklären. Große Verdienste um die germanische Altertumskunde hat sich auch der Trübner'sche Verlag erworben durch die Herausgabe des „Reallexikons der germanischen Altertumskunde“, das von Johannes Hoops in Heidelberg in Verbindung mit vielen Fachgelehrten bearbeitet wird. Das groß angelegte Werk ist hier (1912 Nr. 9)

bereits erwähnt worden. Jetzt sind die Lieferungen 2 und 3 (Wadegerät — Dichtung) erschienen und binnen kurzem wird der erste Band fertig vorliegen.

Fritz Tychow = Einbeck

## Kunst

**Andrea Orcagna's Fresco in der Kirche Santa Croce zu Florenz.** Die Renaissance ist das Fest des Nausches mit all seinen Ausschweifungen und seinem Ragenjammer. Neben die Vergötterung der Helden stellt sie die tiefste seelische Demütigung; den in Wort und Bild verherrlichten Siegen der Mediceer entsprechen die Fresken auf dem Pisaner Camposanto, die die Nichtigkeit des Irdischen predigen. Der effektische Geist der Zeit versteht es allerdings, dem Fürchterlichsten eine schöne Seite abzugewinnen und „die scheußliche Pest, die die blühende Stadt Italiens, Florenz heimsuchte“, bildet den Hintergrund für die graziosen Spötereien, die Boccaccio 1348 in seinem Defamerone vereinigte.

Die graufigen Eindrücke der Seuche mögen wohl auch dem Andrea Orcagna (1308 [?] bis 1368) vorgezeichnet haben, als er in der Florentiner Franziskanerkirche Santa Croce sein Fresco „Das jüngste Gericht“ schuf, dessen Großartigkeit Vasari in seinen Bile schildert. Jahrhundertlang hat man den Bericht des Vasari für Erdichtung gehalten, da keinerlei Spur auf das ehemalige Vorhandensein dieser Fresken hinwies. Vor kurzem aber ließ ein Zufall die Nichtigkeit erkennen. Unter einem Altarbild, „Christus in Gethsemane“, das man zur Ausbesserung herabnahm, fand man ein Fragment des Trionfo della morte aus dem vierzehnten Jahrhundert von Andrea Orcagna, einen etwa vier Meter hohen, zwei Meter breiten, mit einem gotischen Rahmen eingefassten Ausschnitt! Das Gemälde ist deutlich erkennbar, soweit die Wand nicht durch das Hineintreiben von Stützbalken für das neue Christusbild beschädigt wurde, und der gewaltige Eindruck der erhaltenen Gruppen genügt, um auch in unseren Augen den Ruf zu rechtfertigen, den das Gesamtwerk vom vierzehnten bis zur Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts genöß.

Die uns vom Camposanto in Pisa bekannte Darstellung sehen wir hier teilweise wieder-

holt. Türme und Häuser brechen im Weltuntergang zusammen; Abgründe öffnen sich den Flüchtigen entgegen. — Eine Erklärung zu diesem Wilde geben die in gotischen Majuskeln aufgezeichneten Worte, die vielleicht einem alten Sterbegebet entnommen, den Leser ermahnen, daß das Ende ihn nicht in der Todesünde überrasche. (*chenon ti giungha in mortale peccato.*) Ein nicht weniger schwermutvolles Gemälde schließt sich an. Es ist eine Gruppe von Bettlern, wie man sie oft vor Kirchentüren sieht: ein blinder Kahlkopf, eine verkrüppelte Alte, die mit beiden Händen ihre Krücke umklammert, ein Lahmer, der sich mühsam aufrecht hält — alle erbitten in Furcht und Sehnsucht, voll Schauer, Schmerz und Erregung das letzte Almosen. „*De vien, ci a dare omai l'ultima cena*“, o komm, uns das letzte Mahl zu geben. — An den Armen geht der Vernichter des Lebens vorüber; aber eine Gruppe von Toten, unter ihnen ein Kardinal — am roten Barett erkennbar, zeigt, wie er die Vornehmen seinem Willen unterwirft.

Um einen Begriff von dem ganzen Fresko zu geben, sei erwähnt, daß nach dem Bericht Vasaris, Orcagna „in Santa Croce von Florenz die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies mit unzähligen Figuren malte.“ Es wurden ähnliche Vorgänge wie in Pisa dargestellt, „mit Ausnahme der Legende, wie San Macario den drei Königen das menschliche Elend zeigt und des Lebens der Eremiten, die Gott auf ihrem Berge dienen.“ Aus der Fülle der Gestalten erwähnt Vasari den Papst Clemens den Sechsten, den Arzt Dino del Garbo, den Zauberer Cecco d'Ascoli, einen Diener der Kommune, Guardì, der von einem Teufel geschleift wird und in seiner Begleitung den Notar und den Richter, die den Andrea einst verurteilt hatten. So rächte sich der Meister, indem er seine Feinde in die Hölle versetzte und nur seinen Freunden den Himmel erschloß. — Im übrigen sei noch bemerkt, daß auch Ghiberti wie Giovambattista Gelli von Orcagnas Fresken in Santa Croce berichteten.

Als Vasari seinen scheinbar so liebevollen Bericht über das von ihm so geschätzte Werk Orcagnas (1568) veröffentlichte, hatte er auf

Wunsch des Großherzogs bereits die Zeichnungen für vierzehn Altäre, deren Bilder natürlich das Fresko verdecken mußten, entworfen, und so Cosimos des Ersten Willen, das Fresko übertünchen zu lassen, gutgeheißen. Um so humorvoller erscheint es, daß der ruchlose Zerstörer des Werks diesem ein Denkmal setzen mußte.

Unsere bisherigen Erörterungen lassen noch eine letzte Frage offen: die nach dem Autor der Fresken im Pisaner Camposanto. In der zweiten Ausgabe seiner Bile schreibt Vasari allerdings diese Fresken gleichfalls dem Orcagna zu. Nun ist aber eine auffallende, grundsätzliche Verschiedenheit in der Komposition und Zeichnung beider Werke vorhanden. Ganz abgesehen davon, daß das Fresko von Santa Croce von der Zeit des Ghiberti ab dem Andrea Orcagna urkundlich zugeschrieben wird, zeigt es auch alle Merkmale dieses Malers. Der Schmerz erscheint verhalten, nur in den Mienen der Unglücklichen ausgedrückt; trotz aller geschilderten Schrecknisse wird jede Übertreibung vermieden. Der Anonymus in Pisa dagegen wirkt durchaus theatralisch, seine Gestalten erscheinen vor Verzweiflung verzerrt und streifen fast die Karikatur. So scheint uns die Annahme Venturis berechtigt, die Pisaner Fresken seien nach dem Vorbilde der Florentiner im Jahre 1377, also neun Jahre nach Orcagnas Tod entstanden. Im übrigen fällt die Bemerkung Vasaris ins Gewicht, der „berühmte, schöne Reitertrupp der Fürsten“, vom Pisaner Camposanto allgemein bekannt, sei auf dem Florentiner Fresko nicht vorhanden gewesen. Dies wird auch durch den Rahmen mit den geometrischen Figuren bewiesen, der das Bild abschließt und der Bettlergruppe gewissermaßen als Stütze dient. Hätte nun Orcagna die Pisaner Fresken nachgeahmt, so würde er sicher ein so wirkungsvolles Element nicht übersehen haben; aber Orcagna war nicht ein Künstler, der die Werke anderer in kleinerem Maßstabe wiederholt oder sich in willkürlichen Fortlassungen und Hinzufügungen gefallen hätte. So muß vorderhand die Frage nach dem Autor der Pisaner Fresken ungelöst bleiben, wenn nicht vielleicht ein weiterer Fund neue Folgerungen zuläßt.

Max Kirchsstein-Berlin